

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 11 (1921)
Heft: 28

Artikel: Im Banne der Vergangenheit
Autor: Bütikofer, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642007>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lungen über Musik und Gymnastik, wie er eine Proportionslehre geschrieben hat, so verfaßte er auch eine Schrift über



Die apokalyptischen Reiter. Zeichnung von Albrecht Dürer.

den „Unterricht zur Befestigung der Städte, Schlösser und Flecken“; er sah sich also die Dörfer und Städte, die er komponierte, auch auf ihre Befestigungsmöglichkeit hin an. Er war in dieser sachlichen Gründlichkeit ganz ein Kind des Cinquecento, jenes Zeitalters, das einen Michelangelo und einen Benvenuto Cellini hervorgebracht. Sie ließ auch seine Figuren- und Sittenbilder kulturgeschichtlich so interessant werden. Für die Kostümkunde, die Volkskunde überhaupt, sind diese Bilder eine schier unerschöpfliche Studienquelle. Denn Dürer, ob schon er in Venedig die Renaissance-Meister kennen gelernt und ihre Art, nach antikem Vorbild die Schönheit objektiv und von allem Zufälligen entkleidet darzustellen, war ein Deutscher geblieben durch und durch, d. h. er hatte sich die Freiheit gewahrt, seine Madonna als deutsche Bürgersfrau zu kleiden, seine Heilige Familie in einem deutschen Städtchen rasten zu lassen, und seinen St. Antonius setzt er vor die Tore seiner Vaterstadt Nürnberg an den Strand der Pegnitz, wo dieser französische Heilige sicher nie den Fischen gepredigt hat.

Aber gerade dieser anachronistischen Sachbehandlung verdanken wir die wertvollsten kulturhistorischen Aufschlüsse: Wir lernen durch sie ein schönes Stück deutscher Vergangenheit kennen. Und da machen wir gelegentlich die überraschende Entdeckung, daß jene Vergangenheit von der Gegenwart gar nicht so weit entfernt ist; daß Dinge, die unserer Zeit zu gehören scheinen, schon vor 400 und 500 Jahren bestanden. Und das gilt nicht bloß für technische Begriffe wie Geräte, Werkzeuge, Möbel, Bauteile, für Neuberlichkeiten wie Kleider, Haartracht, symbolische Requisiten usw. — es gilt auch für das Geistige, das Psychische. Dürers Porträte muten uns oft ganz modern an in ihrer Treffsicherheit für den seelischen Ausdruck. Das Selbstbildnis des 29jährigen Künstlers ist hierfür ein beredtes Beispiel. Aus den großen fragenden Augen, dem vornehm geschlossenen Mund, dem langen, ovalen, von einem weichen jungen Bart umrahmten Gesichte schaut uns ein genial veranlagter Mensch an. Die Porträtkunst eines Fr. von Len-

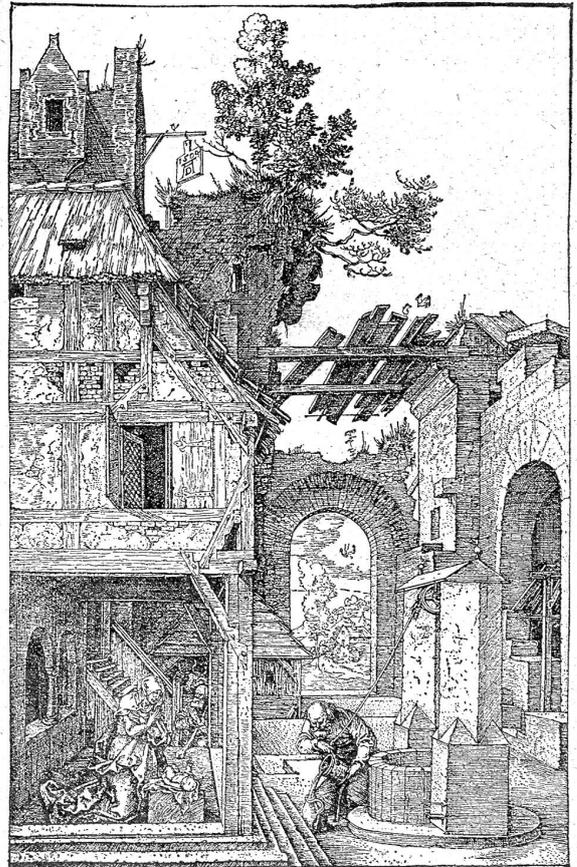
bach scheint hier schon geübt worden zu sein. Andererseits ist das Berliner „Bildnis einer jungen Frau“ von 1506 mit einer subtilen Leisigkeit des inneren Ausdrucks gemalt, die direkt an Leonardo de Vincis berühmte Mona Lisa erinnert.

Das Genie ist zeitlos; ob es dem 10., 16. oder 20. Jahrhundert angehört, immer schafft es Bleibendes, das zu allen Zeiten verstanden werden kann. Und zeitlos ist im Grunde auch alles Menschliche; jederzeit sprechen seine Züge, wo sie an der Oberfläche erscheinen, uns vertraut an, sei es in Einrichtungen, die die menschlichen Lebensbedürfnisse sich geschaffen und die immer auf eine sich immer gleichbleibende Urform zurückgehen, sei es in der Gestalt des Menschen selber, deren psychologische Grundlagen der geniale Künstler je und je zum vornehmsten Ziel seiner Darstellung machte. So dürfen wir heute füglich des Tages gedenken, da der deutschen Kultur ein Darsteller und Mehrer entstanden von dem genialen Ausmaße, wie er in Albrecht Dürer vor uns steht. H. B.

Im Banne der Vergangenheit.

Von Ernst Bütikofer, Zürich.

Heute würde man es eine Bieridee nennen. Damals aber, als es entstand, das riesige Gebäude mit den 16 Höfen, den 2000 Fenstern und den 6 Stodwerken, nannte man es das achte Wunder der Welt. Und der Spanier war stolz auf den Escorial, am Südbhang des Guadarramagebirges gelegen, auf das Riesengebäude, die ungeheure wuchtige Steinmasse, welche so recht die Größe und die Macht des spanischen Reiches symbolisierte. Freilich auch



Weihnachten. Nach einem Kupferstich von Albrecht Dürer.

das Finstere und das Kalte. Denn die Mauern sind nüchtern, die Fenster klein, vergittert, die Fassaden kahl, eintönig.

Das Gesicht ist mehr dasjenige einer Festung oder eines Gefängnisses als... Ja, was soll man nach dem Wörtlein „als“ setzen? Denn der Escorial birgt sowohl ein Kloster, ein Seminar, eine Gemäldegalerie in den Salas Capitulares, eine große Kirche, einen Königspalast und eine Königsgruft.

Eine richtige Bieridee, diese Vermählung des Todes mit dem Leben, diese Zusammenstellung von freudigem Hofleben, Klosterbrüder, Gedächtnismessen und religiösen Vorbereitungen auf das Jenseits. Nur ein aus treuer Ueberzeugung der Kirche ergebener Herrscher, wie es Philipp II. war, konnte eine solche Kombination erfinden und noch weiter ausbauen. Denn der Escorial ist auch ein Siegesmonument für die Schlacht bei St. Quentin, er ist ein steinernes Gedächtnis für den heiligen Lorenz, der den Feuertod erlitt, weshalb dem Grundriß auch Kostform gegeben wurde.

Wenn man die steinerne Vergangenheit durchwandert, den 30 Meter hohen Hochaltar in der Kirche bewundert, Velasquez und Tizian besucht und sich an den Gobelins nach Goya'schen Motiven erfreut hat, so steigt man zuletzt noch eine lange Marmortreppe hinunter, die ganz am Ende einen kleinen Bogen macht, so daß man fast plötzlich in der Königsgruft steht. Sie ist achteckig, goldbeladen. Eine Seite wird von einem Altar eingenommen. Gegenüber ist die Eingangstüre. Die sechs andern Seiten bergen je vier Särge, einer über dem andern. Zwei weitere befinden sich über der Eingangstüre, so daß die Gruft insgesamt 26 spanische Herrscher und Herrscherinnen aufnehmen kann. Der Sohn ruht immer unter dem Vater, die Gemahlin gegenüber dem Gemahl, „damit am Tage der Auferstehung der erste Blick auf das Wesen falle, das man zu Lebzeiten am liebsten hatte“.

Doch für den empfänglichen Besucher liegt der Reiz nicht in der weihvollen Stimmung, nicht in der Goldesfülle. Es ist die Vergangenheit, es ist ein Stück Weltgeschichte, das greifbar deutlich am geistigen Auge vorbeizieht. Es ist eine vergangene Welt, die dort unten aufersteht und sich unvergeßlich ins Herz des Besuchers senkt.

Dort oben ruht Karl V. Ein Herrscher, in dessen Reich die Sonne nie unterging. Heute eine Mumie, wohl erhalten. Die Gedanken fliegen zurück zu jener Nacht, wo der Thronfolger geboren wurde und der Kaiser das Licht vom Nachtschiffchen wegstellte, damit niemand die Kaiserin leiden sehe. Sie folgen dem großen Kaiser in sein Träumenleben von San Yuste, sie erleben mit ihm die ganze noch zu Lebzeiten inszenierte Zeremonie seines Begräbnisses. Gegenüber ruht seine Gemahlin, die noch nach ihrem Tode ein Drama auszulösen wußte. Eine Liebesgeschichte war es. Der Herzog von Gandia liebte die Kaiserin heimlich. Es war eine wahre, aber unausgesprochene Neigung. Das Schicksal wollte es, daß der gleiche Herzog und Hofgünstling dazu ausersehen war, die Leiche der Kaiserin nach der Gruft in Granada zu überführen. Bevor sich der Zug in Bewegung setzte, wollte er einen letzten Blick in das ihm so liebe Antlitz werfen und befahl, daß der Sarg geöffnet werde. Doch die Leiche war schon ziemlich in Verwesung übergegangen. Entsetzt wandte er sich weg und brach in die Worte aus: „Ich werde nie mehr lieben, was sterblich ist.“ Es war keine Phraze. Der Herzog pochte an eine Klostertüre. Aus dem Weltmann wurde ein Mönch. Das Mönchlein aber stieg empor, erklomm eine neue Laufbahn. Er wurde der zweite Nachfolger von Ignaz von Loyola, der dritte Jesuitengeneral, ein Freund der Armen und Bedürftigen, dessen Name in der Kirchengeschichte als heiliger Franziskus von Borja in goldenen Lettern eingetragen ist und der den Namen seiner Familie, der durch Papst Alexander VI. und dessen Kinder ziemlich befleckt wurde, wieder zu Ansehen brachte.

Es folgen Philipp II., dessen Sohn und Philipp IV., der Freund und Gönner des großen Velasquez, dann Karl II., der letzte Habsburger auf Spaniens Thron. Dann fängt die Dynastie der Bourbonen an. Riesengroß ragt

unter ihnen Karl III. empor. Originell ist die Art und Weise, wie unter seiner Regierung in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Jesuiten ausgewiesen wurden. Erhielten da eines Tages alle Bürgermeister Spaniens ein verschlossenes und versiegeltes Kuvert, mit der Weisung, erst an einem genau bestimmten Tag und zu einer genau bestimmten Stunde an die Öffnung zu schreiben. Die Neugierde war groß. So groß, daß einige nicht widerstehen konnten und das Kuvert vorher öffneten. Vielleicht haben einige Bürgermeisterinnen die Hand im Spiel gehabt. Man kann das nicht wissen. Nun gut, die Enttäuschung war überall eine sehr große, denn die Kuverts enthielten durchwegs nur ein unbeschriebenes Papier! Aber es war System in der Sache und das System fing bald an, in Funktion zu treten. Denn kurze Zeit vor dem festgesetzten Datum wurden alle Briefe wieder eingesammelt. Da zeigte sich nun, wer geduldig sein konnte und wer nicht. Die Ungeduligen wurden sofort abgesetzt. Nun wurden ein zweites Mal Briefe verteilt. Und siehe da! Das System bewährte sich: nicht ein einziges Kuvert wurde vor der festgesetzten Stunde geöffnet. Dann aber fand ein jeder Bürgermeister einen Befehl vor, sofort das Jesuitenkloster zu umzingeln und die Insassen nach einem im Schreiben angegebenen Ort zu transportieren. So fand niemand Zeit, den Volkswiderstand zu entfachen. Alles wickelte sich in größter Ordnung ab. Etappenstationen waren errichtet, so daß fünf Tage nachher auch der letzte Jesuit auf dem Meere schwamm.

Es folgt der schwache Karl IV. und ihm gegenüber die Königin Maria Luisa, die ihn gar schandbar betrog mit Godon, dem Friedensfürsten, dem Günstling und Emporkömmling, der es dank der königlichen Gunst (cherchez la femme!) vom Stallknecht bis zum höchsten Posten des Reiches gebracht hatte. Diese Maria Luisa eröffnet den Reigen der spanischen Liebesköniginnen. Denn unter ihr ruht Maria Christina, die vierte Gemahlin des willensschwachen Ferdinand VII. Sie wurde schon in jungen Jahren Witwe. Da geschah es eines Tages, daß sie ihr Taschentuch fallen ließ. Einer von der königlichen Leibwache, ein schlichter Soldat, namens Nunez, bemerkte es. Er hob das Taschentuch auf, nicht ohne es vorher an seine Lippen geführt zu haben. Diese Handlung aber hatte einen Zeugen und das war die Königin selbst! Man zitterte für Nunez, ihm selbst bangte, als er bald darauf von der Dame zur Audienz befohlen wurde. Aber merkwürdig: die Huldbildung hatte gefallen! Die Königin war lebenswürdig. Die Audienzen wiederholten sich. Das Verhältnis wurde inniger. Folgen stellten sich ein. Gerüchte schwirrten in Madrid umher. Aber diese Frau brachte es fertig, wenige Stunden nach der Entbindung aufzustehen und nach dem Senat zu fahren, um dort die Parlamentsperiode feierlich durch das Verlesen der Thronrede einzuleiten! Aber diese heimlichen Entbindungen wiederholten sich noch einige Male. Die beiden ließen sich endlich heimlich und später öffentlich trauen, wobei der einstige Leibgardist zum Herzog von Riuzares emporrückte!

Isabella II., die Liebeskönigin par excellence, ruht als konstitutionelle Herrscherin auf der Männerseite. Sie hat viele mit ihren Reizen beglückt und sie war dabei gar nicht wählerisch. Auch gewöhnliche Soldaten sollen ihr bisweilen genügt haben, allerdings nicht lange, denn sie wurden sofort zu Offizieren befördert! Kaiser Wilhelm, der einmal mit ihr zusammentraf, sagte: „Sie hat viel geliebt, deshalb sei ihr auch viel verziehen!“ Der Spanier übt dieses Verzeihen in hohem Maße, er sieht heute in Isabella nur noch die herzensgute Dame, hilfsbereit, mildtätig, der aber zum Regieren alle, aber auch alle Eigenschaften fehlten. Die originelle Dame, die alles dazute, überlebte sich selbst. 1868 durch eine Revolution vertrieben, starb sie erst im Jahre 1904.

Noch ein stilles Gedenken am Sarge von Alphons XII., in Spanien mit Recht „el pacificador“ genannt, ein aus-

gezeichneter Herrscher, dem ein plötzlicher Tod seine erste Gemahlin entriß. Da wurde aus dem Mustergatten ein Liebesabenteurer, von dem die Madrider noch heute Wahres, Uebertriebenes und Unwahres in Hülle und Fülle zu erzählen wissen. Das doch zu menschliche Liebesleben brachte ihm den frühen Tod. Aber das Herz des Volkes weiß sich auch hier über die menschlichen Schwächen hinwegzusetzen und verehrt in Alphons XII. zu Recht einen aufrichtigen, zielbewußten und pflichtgetreuen Landesvater.

Nur noch ein leerer Sarg ist auf der Männerseite. Er wird wohl einst den Körper des jetzigen Königs aufnehmen. So will es ein eigenartiges Geschick, daß der erste Schläfer der Königsgruft jener Herrscher ist, der die Fahne Spaniens hinauszutragen wußte in alle Welten, und der letzte Insasse jener König, der die gleiche Fahne ruhmlos ins Mutterland zurückführen mußte. So bildet die stille Gruft ein abgeschlossenes Stück Weltgeschichte, deren Sprache sich kein fühlender Mensch entziehen kann. Unvergeßlich ist mir die stille Städte mit der lebendigen Predigt über vergangene Zeiten.

Es Intermezzo.

Von Emil Balmer.

Göb mer em Sunntig wöllli gah Autofahre, fragt mi my Fründ. „Ch, worum nid,“ machen-i, „i chume scho u wen-i darf säge wo düre, so möcht-i am liebschte wider einisch gäge Solothurn zue, das alte Stettli u syni schöne Chilche gfallt mer ging eso guet.“ — Em Sunntig z'mittag sy mer abgratteret. Es isch e näblige chalte Spätherbichhtag gsi, ds Loub isch i eim furt vo de Böume abe cho, uf de Matte isch no gweidet worde u hie u dert het es Füürli brönnit u drum um hets na bratne Depfle gschmödt. D'Straße sy teilwys frösch grienet gsi. Z'mitts uf der Reis verchlept is e Gummireif. Mi het es Erschütter gha, aber das het nöie lang nid wölle passe u wil si mi nid hei chönne bruuche bim Amemache vom Auto u wil is das Mißgeschick grad just vor eme währschafte Landgasthof passiert isch, han-i gfunde, es schid si nid anders, als derwyle e chlei nachehre. — I bi i di vollbesetti Gaststube ine, wo brav tubadet, g'edneret u g'asslet isch worde. — Am ene Tischli z'nechsch bi der Türe sy zwe Manne ghodet, eis en eltere mit emene graue Bart u der ander e jüngere, bleiche u magere, wo ehnder het Arbeitergattig gmacht. Am se-n-ume sy drü chlyni Chind grüppelet; bleichi, schlächt gwleideti u schlächt gnehrti Häapeli. Ds jüngschte het amene garnierte Vächhüechli gschäftet u het sech dermit ds ganz Grindli u ds Fürte verschmiert gha. I ha grad gseh, daß dä jung bleich Ma höch het glade gha u daß er, wi me seit, böse Wy trunke het. Verstörte u stobere het er dry gluegt u braschalleret: „Ja, ja, ds Bluet under de Regel tüe si eim vüre drücke, di rache, gmeschtete Pure, aber es geit alls bis einisch, es geit alls bis einisch!“ Uf das abe het er vo de nechste Taktische u Portion füürig Blicke übercho. D'Luft isch schwüel worde i der Gaststube ine. „Se nu,“ polectet er wyter, „es geit de hie o so wi z'Rußland inne, mir Arbeiter wei de no luege wo Rächt u Freiheit isch!“ — „Es isch jekt de gnue Heu ache,“ seit e junge feschte Bur u di andere hei asa gälle. „Mi cha misched nid emal i der Rueh e Tag mache, wäge däm Chärühung,“ seit en andere un e dritte hilf: „I chume doch nid i d'Wirtschaft für mi la z'gusle, we jek de dä Lump dert nid schwngt, so stalle mer ne de. „Was hesh gseit, e Lump syngi,“ fahrt der Bleich uf u het em andere d'Pfuuscht under ds Chüni. — „Aeh, Neli, heit Ormig, dihr müeßt doch zing cho giffte u chäre,“ seit d'Wirti hässig u louft ufgegrt hin u här. Der Grauhaarig, wo näbem Bleiche ghodet isch, rütscht von ihm dünne u hilf o den andere. Di arme Chinn sy da gstanne u hei ängstlig der Vatter agluengt. „Ja, e Lump bish, das sägen i no einisch, das säge der da vor dyne

Chinn, jekt schäm di, we d'no es Schändi hesh.“ — Uf das het der Bleich nit meh gseit. Er isch zsämegfahre, het mit zitterrige Finger der Huet gnoh u het hübscheli zu de Chinn gseit: „So, chömet, mir wei hei.“ Er het sech mit de Bursch gäge der Tür zueglah u es het eim dunkt, er syg undereinisch ganz nüechter worde. „Was bin i schuldig,“ fragt er mit schwacher Stimm u chehrt si no einisch um. „Da' isch my Sach,“ seit jekt der Grauhaarig; „gang du jek, so git's Rueh!“ — Wo-n-er isch use gi, hets e töffi Stilli gäh i der Gaststube; es isch gsi, wi we's doch di andere hindernache tät duure. I ha mys Zwöerli zahl't u bi o use. E junge Purema chunnt mer nach. — „Er wird e chlei z'töfi i ds Glas gluegt ha, dä da vori,“ machen-i. „D, dä isch doch nit nuß, däm chame säge was me wil, das schlacht doch bi däm nit a.“ — „Aer wird o bö's sy dry cho düre Chrieg“, han-i wyter gfragt. Grad wil alls gägen-e isch gsi, hets mi dunkt, i müeß dä arm Tüfel i Schuß näh. „Das isch der grösch't Lustibus wo umelouft,“ het sech jek der ander asa ersyere, „är wär da us'em Dorf, aber als ganz junge Bursch isch er deheime furtgluffe u isch i fröndi Chriegsdienste. I allne Länder isch er umegwalzt u het gläbt, daß eim drab grufet. Ungschickte wär er grad nid gsi, aber alls het er ging nach verpukt. Wo der Chrieg isch cho, isch er einisch mit ere chranke Frau u sächs Bursch derhärcho, verlumpet u halb verhungert. Jekt chöi mer di ganz Bande goume uf der Gmeind. U de wott de so eine no muule u useheusche u gusle. Das löi sech halt üsi Pure nid la gfallt. We de so ne Fökel u Lump no wott asa sozale, so isch er de gly alte gnue hie im Dorf. — Mi het ne jek z'Gottswille dert im alte Sagistöckli la underschläufe, aber wen er sech jek de gly nid züpft, so gheie mer de di ganz Näschtete use!“ — Jek han i gnue gwüht. Es isch eso gi, wi-n-i dänkt ha. Es isch e verfälhti Existenz gsi, e Wönsch wo d'Schicksal het unenandere giagt u wo sy Sugettorheit schwär het müeße büeße u arm u verbittert wider i sy alti Heimat isch cho u jek da verachtet wird vo allne. U im Dusel vom Alkohol, däm er halt leider Gottes o isch underläge, het er sech halt nid meh chönne mäschtere u het sym Gländ Luft gmacht. Un e But het er übercho über syner alte Schuelkamerade, wo jek alls flott rachi Pure sy worde u ihri Sach am Schärme hei. Un-i ha dä Ma ömel nid chönne verdamme u di Chinn hei mi di längersi-meh duuret. I ha fäsch im Sinn gha, zu däne Lüte z'gah, da rüeft my Fründ: „So, ystige!“ Ds Rad isch umegmacht gsi. „Aeh, sing eis,“ hets gheise, wo mer sy wytergafahre. Aber es isch mer nöie nid meh um ds Singe gsi. I ha no einisch zrug gluegt gäge däm verlotterete Sagistöckli un-i ha a das Gländ dert inne müeße dänke, — ersch, wo di schöni wyhi Ursuschilche us em Näbel usgluegt het, bin i wider uf anderi Gedanke cho.

Weltbündnisse.

Während die armen Europäer sich mit der Aburteilung der deutschen Kriegsschuldigen abquälen, während die Griechen Brussa verloren und sich nicht einmal mehr in eigenen Siegmeldungen Mut zusprechen. — hängt ihr Schicksal doch zulezt von der Entente Gnade ab — entwickeln die großen Imperialismen der Welt ihre Pläne, die entweder zum neuen Weltkrieg oder zum größern Völkerbund führen müssen. Was bedeutet der Aufmarsch in Beuthen, wo die Engländer mit Jubel, die Franzosen mit Pfeifen begrüßt werden, und wo infolgedessen eine Brügelei entsteht, in deren Verlauf polnische Insurgenten mit deutschen Namen einen Major niederknallen, was bedeutet auch der Abzug der französischen Zeugen aus dem Prozeßsaal in Leipzig gegenüber den Debatten über Rüstungen im Weißen Haus zu Washington oder die Eröffnungen des japanischen Kriegesministers über die Bedürfnisse des Heeres und der Flotte, oder die Verhandlungen der britischen Reichskonferenz, die